

Rezensionen

RAFFAELA BAECHLER/GUIDO SEILER (Hg.) (2016): *Complexity, Isolation and Variation*. Berlin/Boston: De Gruyter. 170 S. (linguae & litterae. 57). € 79,95

Der vorliegende Sammelband fasst Beiträge zur Variation sprachlicher Komplexität zusammen. Damit widmet er sich einem noch recht jungen Forschungsgebiet, das in den letzten Jahren mehr und mehr in den Interessensfokus gerückt ist.

RAFFAELA BAECHLER und GUIDO SEILER erläutern in der Einführung den thematischen Fokus des Sammelbandes näher. Eine Grundannahme ist hierbei, dass sprachliche Komplexität variabel ist, was in Kontrast zum bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts tradierten Äquikomplexitätsaxiom steht. Dieses Axiom beschreibt die empirisch nicht belegte Annahme, dass alle Sprachen gleich komplex seien und sich unterschiedliche Komplexitätslevel in den Teilsystemen ausgleichen würden, sodass bei jeder Sprache letztlich von der gleichen Summe an Komplexität auszugehen sei. Mit der Voraussetzung der Variabilität von sprachlicher Komplexität eröffnet sich die Frage nach den Gründen für die Variation. Im vorliegenden Band wird nach dem möglichen Einfluss soziolinguistischer Faktoren gefragt, primär geht es um die Komplexitätsrelevanz von Sprachkontakt und Isolation. Die Beiträge widmen sich vorrangig mit grammatischen Systembeschreibungen, aber auch mit empirischen Untersuchungen natürlicher Daten der Komplexitätserforschung vorwiegend germanischer, aber auch nicht-germanischer Sprachen.

RAFFAELA BAECHLER schließt mit einer Messung von struktureller, flexionsmorphologischer Komplexität von Substantiven, Adjektiven und Artikeln in mehr und weniger isolierten historischen sowie heutigen deutschen Varietäten an: dem Althochdeutschen, dem kodifizierten Standarddeutschen sowie dreierlei alemannischen Dialekten. Die zentrale Forschungsfrage ist, ob Komplexitätsunterschiede zwischen den einzelnen Varietäten vorliegen und falls ja, inwiefern diese aus sozialen Kontextfaktoren (beispielsweise Isoliertheit/Sprachkontakt) erklärt werden können. Im Zuge einer eigenständig entwickelten und neuen Messmethode kommt die Autorin unter anderem zu dem Ergebnis, dass sich die isolierteren Varietäten komplexer zeigen als diejenigen, die mehr von Sprachkontakt betroffen sind. Diese Resultate stehen im Einklang mit aktuellen Forschungsergebnissen (vergleiche etwa KORTMANN/SZMRECSANYI 2009, TRUDGILL 2011a, MAITZ/NÉMETH 2014).

KURT BRAUNMÜLLER lenkt neben aufklärenden theoretischen Worten zur sprachlichen Komplexität vor allem den Blick auf die Komplexität des grammatischen Systems im Proto-Germanischen. Hierbei führt er auf, dass das Proto-Germanische als Kontaktsprache strukturelle Simplifizierungen aufweist (beispielsweise den Abbau von Ablativ und Vokativ oder des Duals). Im Rahmen dieser Simplifizierungstendenz unterscheidet es sich von anderen indogermanischen Sprachen wie Latein oder Griechisch. Gleichzeitig beschreibt BRAUNMÜLLER aber auch eine Komplexifizierungstendenz, die sich nicht zuletzt aus der Nachbildung lateinischer grammatischer Formen speist. Da Latein eine Modellsprache war, bot sie für die germanischen Einzelsprachen Potential zum Ausgleich für zuvor geschwundene indogermanische Kategorien, und zwar als Quelle im Rahmen von additiver Komplexifizierung, so die These des Autors. Zudem arbeitet BRAUNMÜLLER mit dem Terminus der Überspezifizierung nach MCWHORTER (2007): Gemeint ist damit der Ausdruck einer grammatischen Kategorie mit mehr als einer möglichen Form. Er zeigt zum Beispiel anhand der zahlreichen parallelen Ausdrucksmöglichkeiten von Possessiven (beispielsweise mittels Genitiv, Dativ oder periphrastischen Präpositionalkonstruktionen) die strukturelle Komplexitätsrelevanz von Variation.

Im dritten Beitrag beschäftigen sich KATHARINA EHRET und BENEDIKT SZMRECSANYI mit der sogenannten „Kolmogorov Komplexität“ in parallelen und nicht parallelen Korpora zu romanischen, finno-ugrischen und germanischen Sprachen. Die Kolmogorov Komplexität ist eine

komprimierend arbeitende, quantitative und informationstheoretische Komplexitätsauffassung, die die Komplexität eines Textes als die kürzeste mögliche Beschreibung des Textes begreift. Mithilfe einer Kompressionssoftware werden wiederkehrende Informationsmuster komprimiert (Beispiel *cdcdcdcdcd* → *5xcd*); nicht komprimierbare Muster (wie im Beispiel *cdgh39abz7*) sind hierbei komplexitätsstiftend, weil sie eine erhöhte Informationsmenge darstellen. Die Untersuchungen führen zu statistisch signifikanten Resultaten. So kann beispielsweise für das Englische ein historischer Wandel von einer morphologisch komplexen und syntaktisch einfachen zu einer morphologisch einfachen und syntaktisch komplexen Sprache aufgezeigt werden. Die Autoren weisen aufschlussreich auf die Möglichkeiten und Grenzen der Methode hin. Sie lässt Form-Funktions-Beziehungen komplett außen vor (zum Beispiel *Tan-te* vs. *sag-te*), was im Kontrast zu vielen bisher angewendeten Komplexitätsauffassungen steht. Gleichzeitig ermöglicht sie aber einen innovativen Blick auf die Komplexität der Informationsorganisation von Texten. Interessant wird für zukünftige Arbeiten sein, wie sich die Ergebnisse der Analyse der Kolmogorov Komplexität zu denen anderer Komplexitätskonzepte verhalten, die Form-Funktions-Relationen berücksichtigen.

Die Komplexität von Interrogativsätzen in norditalienischen Dialekten ist Gegenstand des Beitrags von JACOPO GARZONIO. Er misst diese Form der syntaktischen Komplexität erstens anhand der Menge an funktionalen Synonymen für Fragekonstruktionen in den Sprachsystemen der Varietäten. Zweitens erfasst er die Anzahl an möglichen Move und Merge Operationen („derivational complexity“, S. 111). Dabei geht er davon aus, dass Move Operationen mehr Komplexitätspotential tragen, da sie variable und keine fixierten Stellungsmuster im Satz darstellen. Grundlage der Untersuchung sind hierbei die Sprachsysteme norditalienischer Dialekte. Eines der zentralen Resultate ist, dass die isolierten Dialekte mehr funktional äquivalente Varianten zeigen als die nicht-isolierten. Nach absolut-quantitativer Auffassung sind die isolierten Dialekte damit komplexer. Die derivationale Komplexität der untersuchten Varietäten zeigt hingegen kaum Abweichungen.

JOHANNA NICHOLS untersucht mehrere Sprachen aus dem östlichen Kaukasus und aus der östlichen Eurasischen Steppe im Hinblick auf deren strukturelle Komplexität. Beide Gebiete zeigen in ihrer Peripherie vergleichsweise isolierte Sprachen, in den Zentren hingegen Sprachen mit vermehrtem erwachsenem L2-Erwerb. Aus dieser spannenden Konstellation heraus prüft die Autorin die Auswirkungen von Isolation auf die Komplexität der Sprachstruktur. Hierfür verwendet sie zwei Komplexitätskriterien: Erstens das der Größe des Inventars an strukturellen Kategorien anhand von ausgewählten Phänomenen auf der Ebene der Phonologie, der Morphosyntax, der Syntax und der Lexik. Und zweitens das der Opazität, die sich beispielsweise in Form von Allomorphie oder Suppletion zeigen kann. Mit diesem Ansatz prüft sie sowohl quantitative als auch qualitative strukturelle Komplexität. Wie von der Autorin vermutet, zeigen die isolierten Sprachen aus den jeweiligen Randgebieten deutlich mehr Komplexität als die von Sprachkontakt stärker betroffenen Sprachen aus den Kerngebieten: Das sprachliche Kategorieninventar ist umfangreicher, die Opazität ausgedehnter. Methodologisch aufschlussreich ist die Feststellung, dass die Erarbeitung eines praktikablen Variablenkatalogs für Sprachen unterschiedlicher Sprachfamilien oder weniger eng verwandter Sprachzweige eine Herausforderung darstellt. Gleichwohl ist der gewählte Katalog zwar natürlich nicht exhaustiv, dennoch aber stimmig und wohlüberlegt zusammengestellt.

DANIEL SCHREIER stellt in seinem Beitrag die gängige Einschätzung infrage, dass Sprachkontakt überwiegend mit Simplifizierungen einhergeht und Isolation mit Komplexifizierung gleichzusetzen ist. Zu diesem Zweck prüft er auf der Grundlage des „World Atlas of Language Structures“ die phonotaktischen Strukturen der dort untersuchten Sprachen. Dabei kann er herausarbeiten, dass nicht nur der Umfang an Sprachkontakt eine komplexitätsrelevante Variable ist, sondern auch die Ähnlichkeit bzw. Verschiedenheit der jeweiligen Sprachsysteme, die in Kontakt zueinander stehen. Umso ähnlicher sich diese (in diesem Fall phonotaktischen) Systeme sind, umso weniger kommt es zu Simplifizierungen. Anhand einer weiteren Untersuchung der Variation von Personalpronomen in englischen Varietäten zeigt er zudem, dass diejenigen Varietäten, die vermehrtem Sprachkontakt ausgesetzt sind, auch ein komplexeres System zeigen,

was ebenfalls im Gegensatz zu der eingangs geäußerten Annahme steht. Zuletzt weist der Autor auch daraufhin, dass es ebenso Varietäten gibt, die gleichzeitig Simplifizierungs- und Komplexifizierungstendenzen aufweisen.

Der schließende Beitrag stammt von PETER TRUDGILL, der maßgebliche soziolinguistische Ursachen für variable Komplexität zusammenfasst. Der Aufsatz versteht sich als eine Bündelung von Ergebnissen bereits publizierter Arbeiten TRUDGILLS (2009, 2011a, 2011b) und stiftet damit keine neuen Erkenntnisse, rundet den Sammelband aber thematisch und informativ ab. Gegenstand sind sowohl der mögliche simplifizierende Einfluss von erwachsenem L2-Erwerb, der sich unter günstigen demographischen Bedingungen auf die Zielsprache auswirken kann, als auch Bedingungen, die zur Komplexifizierung einer Sprache führen können. Dazu gehört einerseits eine Sprachkontaktsituation, die lang andauert, aneinander angrenzende Länder betrifft und durch diese geographische Situation bereits die Kindheit der betroffenen Sprecher angeht. Diese Situation führt, so TRUDGILL, zu additiver Komplexifizierung, bei der die Sprachen Elemente voneinander übernehmen, ohne dass zu deren Gunsten andere aufgegeben werden. Weiterhin machen all diejenigen sozialen Faktoren sprachliche Komplexifizierung wahrscheinlich, die maßgeblich für die Isoliertheit einer Sprache sind: Wenig Sprachkontakt durch erwachsene L2-Lerner, eine hohe soziale Stabilität, eine geringe Größe der Sprechergemeinschaft, dichte soziale Netzwerke und große Mengen an geteilter Information. TRUDGILL schlägt letztlich vor – entgegen der bisherigen Tradition in der Linguistik – Komplexifizierungsprozesse als Normalfall und Simplifizierungsprozesse als die markierte Richtung des Sprachwandels aufzufassen.

Der Sammelband bündelt gewinnbringend empirische Ergebnisse und methodologische Erkenntnisse zur Komplexitätsrelevanz von Sprachkontakt. Der berechtigte Fokus ist hierbei die Definition, Messung und Erklärung von sprachstruktureller Komplexität. Damit können typologische Einschätzungen zur gegebenenfalls variablen kategoriellen Elaboriertheit von Sprachsystemen getroffen werden: Ein System mit mehr Kategorien ist damit folglich komplexer als eines mit weniger. Keine Rolle spielten dabei bisher Frequenz oder Produktivität der jeweiligen systembildenden Kategorien, was zudem empfehlenswert erscheint (vergleiche KORTMANN/SZMRECSANYI 2004, GRANDEL 2018). Zudem könnte die Aussagekraft der Ergebnisse unter Hinzuziehung eines qualitativen Fokus, der die Komplexität der Strukturen an sich berücksichtigt, gesteigert werden. Die qualitative Komplexität ist vor allem im Hinblick auf den Sprachbenutzer relevant und unumgänglich. Eine Perspektive für die zukünftige Forschung sollte folglich sein, die Komplexitätsrelevanz von Variation genauer zu untersuchen – vor allem auch in Abhängigkeit der Frage, ob und wie die Beherrschung und Reproduktion von Variation im System in der Sprachverwendung selbst sozial eingefordert wird oder nicht.

LITERATUR

- GRANDEL, SASKIA (2018): *Machen Normen Sprache komplexer? Untersuchungen zum Verhältnis von Normativität und morphosyntaktischer Komplexität im Deutschen*. Bremen: Dr. Ute Hempen Verlag.
- KORTMANN, BERND/BENEDIKT SZMRECSANYI (2004): *Global synopsis: morphological and syntactic variation in English*. In: KORTMANN, BERND/EDGAR W. SCHNEIDER (Hg.): *A handbook of varieties of English. A multimedia reference tool. Volume 2: Morphology and Syntax*. Berlin/New York: Mouton de Gruyter, 1142–1202.
- KORTMANN, BERND/BENEDIKT SZMRECSANYI (2009): *World Englishes between simplification and complexification*. In: HOFFMANN, THOMAS/LUCIA SIEBERS (Hg.): *World Englishes – Problems, Properties and Prospects. Selected papers from the 13th IAWE conference*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, 265–285.
- MAITZ, PÉTER/ATTILA NÉMETH (2014): *Language Contact and Morphosyntactic Complexity: Evidence from German*. In: *Journal of Germanic Linguistics* 26 (1), 1–29.
- MCWHORTER, JOHN (2007): *Language Interrupted. Signs of Non-Native Acquisition in Standard Language Grammars*. Oxford: Oxford University Press.

- TRUDGILL, PETER (2009): Sociolinguistic typology and complexification. In: SAMPSON, GEOFFREY/DAVID GIL/PETER TRUDGILL (Hg.): Language complexity as an evolving variable. Oxford: Oxford University Press (Studies in the evolution of language. 13), 98–109.
- TRUDGILL, PETER (2011a): Sociolinguistic typology. Social determinants of linguistic complexity. Oxford: Oxford University Press.
- TRUDGILL, PETER (2011b): Social Structure, Language Contact and Language Change. In: WODAK, RUTH/BARBARA JOHNSTONE/PAUL KERSWILL (Hg.): The SAGE handbook of sociolinguistics. Los Angeles: Sage Publications, 236–248.

Augsburg

SASKIA GRANDEL

E-Mail-Adresse der Autorin: <saskia.grandel@web.de>

GEORG CORNELISSEN (2015): Kleine Sprachgeschichte von Nordrhein-Westfalen. Köln: Greven. 208 S. € 18,90

Dass die Darstellung (wie die Erforschung) sprachlicher Phänomene und Entwicklungen in einen räumlichen Rahmen gefasst wird, der sich vorwiegend oder nur außersprachlich begründen lässt, ist nichts Neues. Die deutschen Bundesländer spielen jedoch heute durchaus eine Rolle als mentale Größen und teilweise – so im Alltagssprachlichen Wortgebrauch – lässt sich sogar Angleichung sprachlicher Areale an Ländergrenzen beobachten. Im Fall des „Bindestrich-Bundeslands“ Nordrhein-Westfalen liegt der Gedanke an eine Einheit allerdings eher fern, die Stereotype gegensätzlicher Mentalitäten sind tief verankert und „die preußische Teilung der westdeutschen Welt in eine rheinische und eine westfälische Hemisphäre“ prägt bis heute unter anderem auch den Zugriff der Sprach- und Geschichtsforschung, wie der Autor der „Kleinen Sprachgeschichte von Nordrhein-Westfalen“ selbst ausführt (S. 88–90). Auch der landesweit verbindende Westdeutsche Rundfunk, dem ein eigenes Kapitel „WDR-Deutsch“ gewidmet ist, scheint keine sprachlich vereinheitlichende Rolle zu spielen – diese spezielle Frage wäre vielleicht einmal noch eingehender zu untersuchen, aber nach CORNELISSEN und den von ihm zitierten Beispielen ist das Deutsch, das im WDR zu hören ist, jedenfalls entweder doch noch genauer zu verorten (auch wenn Dialekt-sendungen schon fast ganz im Abseits gelandet sind) oder schon kaum noch lokalisierbar. Als NRW-spezifische Erscheinung wird immerhin das Verb *malochen* ‘schwer arbeiten’ angeführt, mit einschlägigem Verbreitungsgebiet. Die „Signalwörter“ *dat* und *wat* (S. 141) sind allerdings zwar Stereotype des Regiolekt zweier NRW-Teilregionen, Rheinland und Ruhrgebiet, aber wenn die abgebildete Karte für NRW (S. 136) sie hier als fast flächendeckend verbindendes Merkmal erscheinen lässt, abgesehen von einer kleinen südöstlichen *das/was*-Ecke im Wittgensteiner Land, so ist dabei natürlich ausgeblendet, dass das kartierte NRW-Gebiet ja nur einen kleinen Ausschnitt aus dem dialektalen Areal von *dat* bzw. *wat* darstellt; auch im Regiolekt reicht *dat* und *wat* über NRW hinaus, ist aber gleichzeitig in Teilen von Westfalen schon unüblich.¹

So ist das Buch denn auch überwiegend nicht auf eine (problematische) Erstellung eines zusammenfassenden NRW-Gesamtbilds ausgerichtet, sondern arbeitet vorzugsweise mit räumlich enger begrenzten Schlaglichtern und unterstreicht gerade auch die Unterschiede. In Gesamtanlage und Kapitelüberschriften wird die Vorgabe des Titels allerdings wörtlich genommen: Das Buch hat zwei große Teile, „Vorgeschichte“ und „Nordrhein-Westfalen“, die „Vorgeschichte“ reicht konsequenterweise bis zur Gründung des Bundeslands im Jahr 1946. Auf 70 Seiten wird hier die regionale Sprachgeschichte von der Völkerwanderung bis zum Zweiten Weltkrieg behandelt, mit Darstellung der grundlegenden dialektalen Unterschiede und der Entwicklung des Verhältnisses

¹ Etwas verwirrend ist bei der Karte „dat & wat“ (S. 136) zudem, dass Legende und Beschriftung nicht deutlich machen, dass Dialektformen kartiert sind und nicht, entsprechend dem Thema und Titel des Kapitels, „Regiolekt“, und dass die Datenbasis auch mit genauem Studium der Quellenachweise nicht ermittelbar ist (anders als bei den anderen Karten, bei denen die Grundlage normalerweise angegeben wird).

von Dialekt und Schreibsprachen/Schriftsprache im Gebiet von NRW. Dabei wird aus diversen interessanten Quellen zur Varietätenkompetenz und -wahl zwischen 16. und 19. Jahrhundert zitiert. Spezielle regionale Themen sind die Entwicklung der Grenze zwischen Deutsch und Niederländisch, die „Franzosenzeit“ und die Durchsetzung der deutschen Kultursprache gegen die niederländische am Niederrhein nach 1815.

Die circa 100 Seiten des „Nordrhein-Westfalen“-Teils sind dann nicht mehr chronologisch gegliedert, sondern nach Aspekten, unter denen jeweils auf Dynamiken der letzten 70 Jahre eingegangen wird. In erster Linie geht es hier um die Entwicklung von Dialekten und Regiolekten und deren Situation in verschiedenen Gegenden des Bundeslands, also konkret vor allem um den Rückgang der Dialekte – die je nach Gebiet schon praktisch vollständig verschwunden sind (so in Teilen von Ostwestfalen-Lippe) oder noch häufiger verwendet werden (so in der Eifel) – und um die verbleibenden regionalen Merkmale in der Alltagssprache, also um die „Regiolekte“, die im rheinischen wie im westfälischen Teil im Wesentlichen auf dem Standard- bzw. Gemeindefränkischen beruhen. Dabei wird in lockerer Abwechslung immer wieder Grundsätzliches erklärt, wie etwa Entstehung und Variabilität der „Regiolekt“ genannten Sprachlagen oder allgemeine Gründe für den Bruch in der Weitergabe der Dialekte, und auf besondere Erscheinungen in den verschiedenen Gebieten eingegangen, wie das Ruhrdeutsche oder die Entwicklung einer „Kulturmundart“ *Kölsch* und deren mediale Präsenz. Darüber hinaus kommen schließlich auch Aspekte wie „Mobilität und Migration“ vor oder wie schon erwähnt das Verhältnis des WDR zu regionalen Sprachformen.

Das Buch ist an Laien gerichtet, es ist für aufmerksame Leser weitgehend auch ohne linguistische Kenntnisse verständlich, jedoch ohne dass sich der Autor deswegen störende Vereinfachungen erlauben oder zwanghaft alle Fachbegriffe vermeiden würde (wer nicht weiß, was „vulgärlateinisch“ ist oder eine „erschlossene Form“, versteht eben mal eine Stelle nicht). Was besonders positiv auffällt: Die Ausführungen zu grundlegenden Fakten und allgemeineren Aspekten gehen fast immer von der Präsentation interessanter Quellen (mit wörtlicher Übersetzung) und Befunde aus Nordrhein-Westfalen aus, weit über den Kernbestand der geläufigen Illustrationsbeispiele hinaus. Beispiele wie der Bittbrief der Ordensschwester NEISGIN VAN DER SCHELLEN aus dem Kloster Rath bei Düsseldorf von 1505, die Endericher Platt-Predigt vom Ende der 1830er Jahre oder das niederdeutsche „Erdmännchen“-Märchen aus der Paderborner Gegend (aus der GRIMM'schen Sammlung) tragen ebenso zur Veranschaulichung wie zum Lesevergnügen bei, aber vor allem machen sie bei aller Unterhaltsamkeit deutlich, dass das dargestellte Wissen auf solchen und ähnlichen Quellen beruht. Ein kleiner Nachteil dieses Vorgehens ist, dass das Springen von einem aufschlussreichen Beispiel zum nächsten den Überblick bzw. den Nachvollzug des roten Fadens nicht immer einfach macht, ebenso wie der häufige Wechsel zwischen Erklärungen zu zwei historischen Ebenen, der sprachhistorischen und der forschungshistorischen (auf letztere wird relativ ausführlich eingegangen) – allein die Abfolge der aufgeführten Daten ist dadurch auf den ersten Blick manchmal etwas verwirrend.

Abgesehen von diesem Problem ist dieser Ansatz sehr zu begrüßen: Statt die Dinge aus der Sicht eines unhinterfragbar allwissenden Fachmanns erzählt zu bekommen, werden interessierte Leser eher in die Perspektive der Forschung versetzt. So wirkt der Autor auch landläufigen Vereinfachungen entgegen, statt sie zu festigen (zum Beispiel S. 24–26 zum „Grenzcharakter“ der Benrather Linie²) und weist häufig auf offene Fragen und Schein-Sicherheiten hin. Besonders in Bezug auf die Dialekte erfährt der Leser, welche Informationsquellen zur Verfügung stehen, wie und wann die Erhebungen dazu stattgefunden haben, dass Kartenbilder diachron interpretiert werden können und Ähnliches – aber auch, was man nicht weiß, weil man bestimmten Fragen in der Vergangenheit nicht nachgegangen ist (zum Beispiel wie weit die Dialekte untereinander verstehbar waren, oder in welchem Umfang die Flüchtlinge und Vertriebenen nach dem 2. Weltkrieg die Dialekte ihrer neuen Heimat erlernt haben) oder weil Dinge durch methodologische Entscheidungen ausgeblendet wurden (Variation im Ortsdialekt). Zu den angesprochenen

² Auf eine Ungenauigkeit, die jedoch weit entfernt von NRW angesiedelt ist, sei hier vollständigshalber hingewiesen: Schlesien wurde nicht durch die Benrather Linie in einen nördlichen und einen südlichen Teil geteilt (anders S. 26).

offenen Fragen gehören darüber hinaus auch ganz aktuelle, wie die sprachlichen Folgen der Umsiedlung der Dialektsprecher aus rheinischen Dörfern infolge des Braunkohletagebaus oder der Sprachkontakt östlich der deutsch-niederländischen Grenze infolge des West-Ost-Gefälles der Immobilienpreise.

Für Leser, die sich – zum Beispiel als Studenten – näher mit der Sprache in NRW beschäftigen wollen und können, sind dies reizvolle Anregungen; motivierend für sie ist auch, dass unter den Arbeiten, deren Ergebnisse im Buch explizit referiert werden, diverse kleinere Studien sind, zum Beispiel auch studentische Abschlussarbeiten. Darüber hinaus schärft das Buch allgemein den Blick für Beobachtungen in der regionalsprachlichen Umwelt, wie zum Beispiel die Zusammenstellung der Abschiedsgrußformeln der „WDR-Lokalzeit“ aus den verschiedenen Regionalstudios des WDR (S. 164) oder das Zitat aus einer überregionalen Todesanzeige, in der explizit gewürdigt wird, dass der Verstorbene mit seiner Schwester „die heimatliche plattdeutsche Sprache“ des Münsterlands sprach (S. 122–123).

Was nur nicht recht zu diesen Vorzügen passt, ist die offenbar (beim Verlag?) vorhandene Angst vor jedem formalen Anklang an „trockene“ wissenschaftliche Gepflogenheiten, auf die wohl zurückzuführen ist, dass die Quellennachweise für die referierte Literatur am Ende des Buches ausgesprochen umständlich zu handhaben sind (Anordnung nach Kapiteln, nicht nach Seitenzahlen, und pro Kapitel dann seltsamerweise nicht in der Reihenfolge des Vorkommens, sondern alphabetisch nach Autoren). Wer im Text auf Schritt und Tritt auf interessante Quellen und Studien aufmerksam gemacht worden ist, möchte ja vielleicht auch etwas mehr darüber wissen, ohne die Lektüre erst einmal für ein Suchspiel zu unterbrechen.

Dies wäre aber leicht zu verbessern, es mindert nicht den sehr positiven Gesamteindruck dieser anregenden, material- und kenntnisreich und dabei locker präsentierten „Kleinen Sprachgeschichte von Nordrhein-Westfalen“, die auch durch zahlreiche ansprechend gestaltete Farbkarten erfreut.

Lüttich

ROBERT MÖLLER

E-Mail-Adresse des Autors: <r.moller@ulg.ac.be>

BRIGITTE GANSWINDT (2017): *Landschaftliches Hochdeutsch. Rekonstruktion der oralen Prestigevarietät im ausgehenden 19. Jahrhundert*. Stuttgart: Steiner. 302 S. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 168). € 54,-

BRIGITTE GANSWINDT widmet sich in ihrer an der Philipps-Universität Marburg eingereichten und für die Druckfassung leicht überarbeiteten Dissertation der Rekonstruktion des landschaftlichen Hochdeutsch im ausgehenden 19. Jahrhundert hinsichtlich phonetisch-phonologischer Merkmale. Landschaftliches Hochdeutsch definiert sie im Kontext der Marburger Sprachdynamiktheorie (SCHMIDT/HERRGEN 2011) als die „auf Synchronisierungsprozessen beruhenden, areal divergenten Oralisierungen der Schriftsprache durch Dialektsprecher nach der Etablierung der neuhochdeutschen Schriftsprache“ (S. 19). Das ausgehende 19. Jahrhundert erscheint GANSWINDT für ihre Untersuchung als „besonders interessant“ (S. 11), fällt es doch in die Zeit unmittelbar vor der überstaatlichen schriftsprachlichen Vereinheitlichung. Ihr Forschungsgebiet bildete lange ein Desiderat, hatte sich doch die traditionelle dialektologische Forschung auf Analysen von Basisdialekten beschränkt und breitere regionalsprachliche Spektren ausgeblendet.

Die Arbeit beginnt mit einer Gegenstandskonstitution und -beschreibung des landschaftlichen Hochdeutsch (Kap. 2), in der die Autorin dessen Entstehung und Status, Motive zur Verwendung dieser Varietät sowie auch die Weiterentwicklung zu den modernen Regionalsprachen thematisiert. GANSWINDT geht davon aus, dass mit der Herausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache auch kleinere, elitäre Sprechergruppen sich um Oralisierung der Schriftlichkeit bemühten und sich dies um 1700 insbesondere in städtischen Kontexten verstärkt ausbreitete (S. 16). Auch mit der ansteigenden Alphabetisierungsrate im 19. Jahrhundert nahm die Sprecherzahl dieser Varietät zu. Diese charakterisiert die Autorin als eine orale Prestigevarietät, da überregionale mündliche

Verständlichkeit mit der „Sicherung einer Prestigestellung (Kirche, Bildungsbürgertum) und der Erreichung wirtschaftlicher Ziele (Handel) verbunden“ (S. 23) war und Sprechen „nach der Schrift“ damit als „Ausdrucksmittel sozialer Schichtunterschiede“ (S. 23) galt.

In ihrem knappen Überblick zum Forschungsstand (Kap. 3) beobachtet GANSWINDT zwar eine Vielzahl theoretischer Auseinandersetzungen mit landschaftlichem Hochdeutsch, konstatiert daneben aber „ein großes *empirisches* Defizit“ (S. 41). Das folgende Kapitel 4 ist mit „Eigene empirische Untersuchung“ betitelt, beinhaltet aber erst einmal einen Überblick über die Forschungsfragen der Arbeit sowie die Quellen zur Rekonstruktion des landschaftlichen Hochdeutsch. Nachdem die Autorin im Rahmen des Marburger REDE-Projekts Recherchen zu Tonaufnahmen des ausgehenden 19. Jahrhunderts in deutschen Rundfunkarchiven durchgeführt hatte, fand sie dort kaum Realisierungen des landschaftlichen Hochdeutsch, sondern viel eher geschulte Sprecher oder Dialekt, so dass sie aus diesem Material kein einigermaßen homogenes Analysekörpus für ihre Arbeit erstellen konnte. Daher stützt sie sich auf unterschiedliche schriftliche Quellen.

Das umfangreiche Kapitel 5 rekonstruiert landschaftliches Hochdeutsch anhand von VIETORS „Beiträgen zur Statistik der Aussprache des Schriftdeutschen“. Dessen indirekte Erhebungen in Form von Fragebögen an phonetisch vorgebildeten Informanten sollten die damalige „Leseaussprache“ erheben, was sich genau mit dem Konzept des landschaftlichen Hochdeutsch decke (S. 66). Das Kapitel beinhaltet zunächst Vergleiche von 13 der 17 nieder- und mitteldeutschen Erhebungsorte VIETORS mit jeweils vier bis sieben weiteren Quellen, vor allem junggrammatischen Ortsmonographien und Landschaftsgrammatiken, was überprüfen soll, ob einzelne linguistische Merkmale bei VIETOR auf den alten Dialekt zurückgehen oder nicht. Diese Orte stehen bei ihm jeweils für eine Region; die vier außerhalb des heutigen bundesdeutschen Raumes liegenden Orte untersucht GANSWINDT nicht. Da pro Ort bzw. Region jeweils über 300 Belege vorliegen, können detaillierte „Tiefenbohrungen“ (S. 68) vorgenommen werden, auch wenn jeweils nur ein Informant befragt wurde. Als Zwischenfazit (S. 137) kann GANSWINDT einige Varianten als landschaftliches Hochdeutsch klassifizieren, andererseits aber auch überregionale Ausgleichsprozesse beobachten. Interessant hierbei ist, dass in den nördlichsten (Flensburg) und nordwestlichsten Untersuchungsregionen (westliches Ostfriesland) besonders viele dialektale Merkmale rekonstruiert werden können, was – im Gegensatz zum ripuarisch-niederfränkisch(-westfälischen) Gebiet – für ein konservativeres und dialektal stärker geprägtes landschaftliches Hochdeutsch dort spricht.

Im nächsten Schritt führt die Autorin das multivariate statistische Verfahren der Clusteranalyse durch, um die Ähnlichkeit der Merkmalsverteilungen zu überprüfen. Dabei gruppiert sie die untersuchten Regionen aus dem VIETOR-Korpus hinsichtlich 30 Untersuchungsvariablen. Das entstandene Dendrogramm besteht aus zwei Hauptclustern, einerseits mit niederdeutschen sowie nieder- und mitteldeutschen Übergangsgebieten, andererseits mit mitteldeutschen Orten. Bestimmte Orte zeigen eine sehr frühe Clusterung und klare Zuordnung, so etwa Segeberg und Ostfriesland im Niederdeutschen und Gotha/Erfurt und Artern im Mitteldeutschen; andere wie Aschersleben schwanken je nach Clusterlösung zwischen dem mittel- und niederdeutschen Hauptcluster. Dies illustriert die Grenzen dieser Clusteranalysen bei weniger eindeutigen Merkmalsausbildungen. Die daran anschließende Implikationsanalyse baut auf den Clusteranalysen auf. Dabei erstellt die Autorin detaillierte Implikationsskalen der einzelnen Variationsphänomene an den thüringischen, westmitteldeutschen und niederdeutschen Untersuchungsorten und führt verschiedene Gruppierungen der einzelnen Orte durch. Diese Untersuchung führt zu beeindruckenden Ergebnissen. Einerseits kann GANSWINDT die großräumigen Raumstrukturen der traditionellen Dialekteinteilung im landschaftlichen Hochdeutsch bestätigen, andererseits machen die Detailanalysen eigenständige Regionen des landschaftlichen Hochdeutsch deutlich wie Flensburg und das westliche Ostfriesland (S. 151). Ebenso belegen die klaren implikativen Beziehungen ein einheitliches landschaftliches Hochdeutsch über die Dialektgrenzen hinweg, so in Segeberg–Ostfriesland–Hannover (S. 154). Der Abgleich mit der auf einem statistischen Similaritäts-Modell basierenden Dialektgliederung von LAMELI (2013) zeigt auffällige Gemeinsamkeiten vor allem in der Ausdifferenzierung des Niederdeutschen, was GANSWINDT folgern lässt, dass in den Dialekten des 19. Jahrhunderts sich bereits der im landschaftlichen Hochdeutsch nachweisbare großlandschaftliche Raum andeutet (S. 158).

Kapitel 6 erweitert die Arbeit in die Diachronie und überprüft eine der Grundannahmen der Sprachdynamiktheorie (SCHMIDT/HERRGEN 2011), nämlich dass in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auf Grund der massenmedialen Verbreitung großräumiger Oralisierungsnormen ein Umwertungsprozess stattgefunden habe, bei dem das landschaftliche Hochdeutsch als ehemals „bestes“ Hochdeutsch einer Region nun in seiner regionalen Begrenztheit wahrgenommen wurde. Damit wurde es, so GANSWINDT, „Teil einer sich neu konstituierenden Regionalsprache und ordnete sich in einem vertikal gedachten Varietätenspektrum unterhalb der nationalen Standardsprache ein“ (S. 161). Als Folge müsste also das landschaftliche Hochdeutsch Vorläufer rezenter Regiolekte sein, was die Autorin nun am Vergleich der VIETOR-Daten mit meist publizierten Studien zu regiolektalen Sprachlagen der zweiten Hälfte des 20. und des frühen 21. Jahrhunderts untersucht – für Mühlheim an der Ruhr bindet sie auch eigene, im Rahmen des REDE-Projekts erstellte Sprachaufnahmen ein. Die Untersuchungen bestätigen die obigen Annahmen, die meisten Merkmale des landschaftlichen Hochdeutsch finden ihren Niederschlag im Regiolekt (S. 188). Besonders interessant an den detaillierten Auswertungen ist hier, dass die im vorigen Kapitel angestellten Prognosen zur Abbausensitivität einzelner Variationsphänomene nun empirisch überprüft werden können. Dabei kann beobachtet werden, dass kleinräumige, saliente (etwa Bewahrung von /s/ vor *p* und *t*) und in der Schriftsprache gut kontrollierbare Phänomene eine erhöhte Abbausensitivität aufweisen, großräumige und in den betreffenden Regionen weniger saliente Phänomene wie die anlautende Deaffrizierung von [pf] dagegen stabil bleiben. Heutige nord- und mitteldeutsche Regiolekte sind damit zumindest bezüglich der von GANSWINDT untersuchten Phänomene großräumiger als das damalige landschaftliche Hochdeutsch, was ähnlich auch von KÖNIG (1989: 11) beobachtet wurde.

In Kapitel 7 analysiert die Autorin sogenannte Fehlschreibungen (vgl. SCHMIDT/HERRGEN 2011: 111) auf ausgewählten Karten von GEORG WENKERS „Sprachatlas des Deutschen Reichs“. Obwohl die Zielvarietät dieses Atlas der Dialekt ist, verschrifteten einige der Informanten schriftsprachliche Varianten, und zwar insbesondere dann, wenn bei einer Variante Übereinstimmung von Dialekt und landschaftlichem Hochdeutsch vorlag – dabei hielten die Informanten dann ihr landschaftliches Hochdeutsch für die Aussprache des Schriftdeutschen und klassifizierten die schriftsprachliche Variante als die dialektale und die damit in den Fragebogen aufzunehmende Variante (S. 199). Zunächst stellt GANSWINDT elf mögliche phonetische Phänomene zusammen, die geeignet sind zur Rekonstruktion des landschaftlichen Hochdeutsch, womit sie auf das große Analysepotential der Wenker-Karten hinweist. Anschließend führt sie detaillierte Analysen zu drei Variationsphänomenen durch, die der Forschung schon länger als „problematische“ Fälle im Wenker-Atlas bekannt sind bzw. teilweise von SCHMIDT/HERRGEN (2011: 239) schon erseht wurden: Rundung/Nichtrundung der Stammvokale in den Lexemen *müde* und *böse* sowie plosivische bzw. spirantisierte Qualität des inlautenden /g/ im Lexem *fliegen*. Die gezeichneten Karten sind sehr aufschlussreich und belegen beispielsweise, dass das Schwäbische als Entrundungszentrum im damaligen landschaftlichen Hochdeutsch zu gelten hat (S. 240).

Kapitel 5 bis 7 bilden folglich detailreiche und aufeinander aufbauende Untersuchungen. Die hierfür benötigten Methoden werden jeweils vorangestellt. Dies ist sinnvoll gelöst, da jeweils umfangreiche Überlegungen nötig sind, um die jeweiligen Quellen zur Rekonstruktion des landschaftlichen Hochdeutsch nutzbar zu machen. GANSWINDTS Ausführungen zur Methodik, ihre Analysen und weitreichenden Schlüsse, die sie daraus zieht, sind gut nachvollziehbar und bereichern die Forschung in vielerlei Hinsicht. Die Entscheidung, den Abgleich von VIETORS Fragebögen unter anderem mit dem DUDEN Aussprachewörterbuch von 2005 vorzunehmen und dabei das Konzept von „Gebrauchsstandards“ nicht zu berücksichtigen (S. 68), hätte allerdings einer ausführlicheren Begründung bedurft, sind die Normierungen in diesem Aussprachewörterbuch bekanntermaßen teils eher willkürlicher Natur denn empirisch fundiert (siehe zum Beispiel MAITZ/ELSPASS 2012: 54). Dass sich ein Großteil der Rekonstruktionen auf das Nord- und Mitteldeutsche bezieht und im Süddeutschen nur zwei Lexeme mit Entrundungen untersucht werden, ist weniger GANSWINDTS Studie denn der räumlichen Beschränktheit von VIETORS Beiträgen als eine der Hauptquellen dieser Arbeit anzulasten. Jedoch hätte dann an einigen Stellen der Arbeit auch klarer darauf verwiesen werden können, dass etwa die „im Standard erhalten[e]“ (S. 270) Deaffrizierung von [pf] zwar

eine „typisch mittel- und norddeutsche Variante des Gebrauchsstandards“ (KLEINER 2014: 276) bildet, aber nicht in der Standardsprache der südlichen Hälfte des deutschsprachigen Raumes anzutreffen ist (siehe KLEINER 2011 ff.). Dass die Autorin ihre Untersuchungen zum landschaftlichen Hochdeutsch mittlerweile auch auf den Süden richtet, ist erfreulich (GANSWINDT 2017). Die zahlreichen weiteren „reizvolle[n] Forschungsaufgaben“ (S. 41), auf die sie in ihrer Arbeit immer wieder verweist, insbesondere die Erweiterung der Analysen um andere Systemebenen oder um frühere sprachliche Epochen, machen deutlich, wie viel es noch zum landschaftlichen Hochdeutsch zu tun gibt. Wichtige Grundsteine hierfür sind nun gelegt.

LITERATUR

- GANSWINDT, BRIGITTE (2017): Landschaftliches Hochdeutsch im Schwäbischen. Die orale Prestigevarietät im 19. Jahrhundert. Vortrag bei der 19. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie. Freiburg i. Br. 12.10.2017.
- KLEINER, STEFAN (2011 ff.): Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandards (AADG). Unter Mitarbeit von RALF KNÖBL. URL: <<http://prowiki.ids-mannheim.de/bin/view/AADG/PfmAnlaut>>, Stand: 29.11.2017.
- KLEINER, STEFAN (2014): Die Kodifikation der deutschen Standardaussprache im Spiegel der faktischen Variabilität des Gebrauchsstandards. In: PLEWNIA, ALBRECHT/ ANDREAS WITT (Hg.): Sprachverfall? Dynamik – Wandel – Variation. Berlin/Boston: De Gruyter (Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2013), 273–298.
- KÖNIG, WERNER (1989): Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. Band 1: Text. Ismaning: Hueber.
- LAMELI, ALFRED (2013): Strukturen im Sprachraum. Analysen zur arealtypologischen Komplexität der Dialekte in Deutschland. Berlin/New York: De Gruyter (Linguistik – Impulse & Tendenzen. 54).
- MAITZ, PÉTER/STEPHAN ELSPASS (2012): Pluralismus oder Assimilation? Zum Umgang mit Norm und arealer Sprachvariation in Deutschland und anderswo. In: GÜNTNER, SUSANNE/WOLFGANG IMO/DOROTHEE MEER/JAN GEORG SCHNEIDER (Hg.): Kommunikation und Öffentlichkeit. Sprachwissenschaftliche Potenziale zwischen Empirie und Norm. Berlin/Boston: De Gruyter (Reihe Germanistische Linguistik. 296), 41–60.
- SCHMIDT, JÜRGEN ERICH/JOACHIM HERRGEN (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin: Erich Schmidt (Grundlagen der Germanistik. 49).

Erlangen

MARKUS SCHIEGG

E-Mail-Adresse des Autors: <markus.schiegg@fau.de>

PETER WIESINGER/KARL HOHENSINNER (2017): Die Ortsnamen der politischen Bezirke Grieskirchen und Eferding (Nördliches Hausruckviertel). Unter Mitarbeit von HERMANN SCHEURINGER, CHRISTINA SCHRÖDL, STEPHAN GAISBAUER und AURELIA SCHNECKENREITHER. Linz: Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich. 324 S. (Ortsnamenbuch des Landes Oberösterreich [OÖONB]. 5). € 25,–

Mit dem fünften Band des „Oberösterreichischen Ortsnamenbuches“ (OÖONB) wird nun eine der wenigen bestehenden Lücken des Bearbeitungsgebietes Oberösterreich geschlossen. Wie der Herausgeber PETER WIESINGER im Vorwort skizziert, hat dieser Band eine längere Geschichte hinter sich. Es ist den Bearbeitern, allen voran PETER WIESINGER und KARL HOHENSINNER, außerordentlich zu danken, dass sie trotz aller Widrigkeiten diesen Band in der bewährten Qualität, die in den Rezensionen zu den bisherigen Bänden (ZDL 61, 69, 70 und 72) bereits angesprochen wurde, zum Druck befördert haben. Damit stehen noch zwei Bände (8 und 9) sowie der Einleitungsband aus, der dann vermutlich (bzw. hoffentlich) auf das reichhaltige und dann flächendeckend vorliegende Material zurückgreifen wird. Die Bearbeitung der Bezirke Grieskirchen und Eferding,

die der Inhalt des vorliegenden Bandes sind, war ursprünglich nicht bewilligt worden. Grund dafür war die 1974 erschienene Dissertation von TRUDE ANNEMARIE WIECZOREK. Die Rezensentin möchte an dieser Stelle ausdrücklich betonen, dass die erneute Bearbeitung im Rahmen des „Oberösterreichischen Ortsnamenbuches“ keineswegs überflüssig, sondern sehr zu begrüßen ist. Die Ortsnamenforschung ist keine erratische Wissenschaft. Vielmehr ergeben sich fortlaufend neue Erkenntnisse, die aus der Bearbeitung angrenzender Gebiete gewonnen werden. Weiterhin ist es nur folgerichtig, dass auch die Namen dieser politischen Bezirke nach den konzeptionellen Vorgaben und wissenschaftlichen Maßstäben des OÖNB berücksichtigt werden. Auf diese Weise wird nach der Bearbeitung der ausstehenden Gebiete ein Ortsnamenbuch vorliegen, das das gesamte Bundesland Oberösterreich namenkundlich vorbildlich erschlossen hat. Da ELMAR NEUSS in seinen Rezensionen zu den erschienenen Bänden Grundlegendes angeführt hat, wird hier darauf verzichtet.

Die Trennung in Vorwort und Einleitung erhöht, auch wenn es sich nur um eine kleine Änderung handelt, die Nutzerfreundlichkeit, da auf diese Weise die Hinweise zum Aufbau der Reihe, aber auch des Bandes sowie die verwendeten Abkürzungen und Literatur deutlicher abgesetzt sind. Positiv hervorzuheben ist weiterhin, dass die Bearbeiter und der Herausgeber „zur Wahrung der Einheitlichkeit“ (S. IX) weiterhin das amtliche Ortsverzeichnis von 1981 als Bezugsgröße nehmen. Damit entspricht der Namenbestand oder die administrative Gliederung in Teilen nicht mehr dem aktuellen Stand, da inzwischen Ortsteile in anderen aufgegangen sind, Einzelhöfe nicht mehr bewohnt werden oder neue Ortsteile oder Siedlungen entstanden sind. Sind für erstere die Namen vermutlich noch im kollektiven Gedächtnis bewahrt, gilt das nicht für Neuanlagen, deren Namen naturgemäß jünger sind. Der „Nachteil“ der fehlenden Aktualität wird gegenüber dem Vorteil der Einheitlichkeit mehr als aufgewogen.

Soweit zu sehen, wird erstmals explizit gesagt, dass es sich bei der unter „L“ angeführten Literatur nur um „brauchbare“ (S. XI) handelt und bewusst diejenige nicht aufgenommen wurde, die als überholt oder „nicht mehr akzeptabel“ (S. XI) betrachtet wird. Die Begründung, dass damit diese veralteten Deutungen nicht weiter tradiert werden, leuchtet unmittelbar ein.

Insgesamt werden in dem Band die Namen von 1363 (S. VII) Siedlungen behandelt. Trotzdem bleibt der Band mit 324 Seiten handlich – hinzu kommen 15 Seiten Einleitung und am Ende des Bandes 32 Karten, die in bewährter Manier übersichtlich verschiedene Namelemente, aber auch einige lautliche Phänomene wie Primärumlaut oder Ähnliches abbilden. Diese Handlichkeit wird durch den stringenten Aufbau und die straffe Formulierung gewährleistet. Gleichwohl bleibt Raum, um interessante Einzelheiten zu präsentieren. So findet sich zum Beispiel unter dem Eintrag *Parz* (S. 207–208) eine längere Ausführung zu einem einstigen Hof *Fading*. Aus diesem stammte der Bauernführer STEFAN FADINGER. Dessen Werdegang sowie die Geschichte des Hofes – er wurde niedergebrannt und die dort ansässige Familie des Landes verwiesen – werden geschildert. Neben Kurzaufträgen wie *Aigen* (S. 225) mit nur sieben Zeilen oder *Erlet* (S. 267) mit sechs Zeilen finden sich auch umfangreiche Artikel wie *Vitta* (S. 226), dessen etymologische Erörterung fast vier Spalten einnimmt. Teils ist die Kürze mangelnder Belege geschuldet (bei *Erlet* findet sich lediglich ein Beleg von um 1775), teils aber auch dem Verweissystem. Mehrfach vorkommende bzw. etymologisch gleich zu deutende Namen wie *Erlet* werden nur beim ersten Vorkommen gedeutet und bei den anderen auf diesen Namen verwiesen. Dieser Nachschlageaufwand wird jedoch durch die dadurch erreichte Kürze kompensiert. Auch bei Simplizia, Ortsnamengrundwörtern sowie Suffixen wird „eingespart“, indem auf den Einleitungsband (EB) verwiesen wird. Schon aus diesem Grund ist zu wünschen, dass dieser Band erscheinen möge.

Wie wichtig die Berücksichtigung der Dialektformen ist, die bei nahezu jedem Namen angeführt werden, zeigen Namen wie *Feuermühl* (S. 194). Entgegen amtlichem Namen und der meisten Belege stützt die Dialektform einige wenige urkundliche Belege mit *-l-* (*Feilmühl*) und ist für die Erklärung des Namens essentiell. Gelegentlich sind amtliche Form und Dialektform nicht in Einklang zu bringen, wie das Beispiel *Steinbock* (S. 216) zeigt, denn der ältere Haus- oder Hofname *Steinböck* (als Einwohnernamen zu *Steinbach*) wird amtlich zu *Steinbock* „verfälscht“. Heute jedoch lautet der Haus- oder Hofname im Volksmund *Zauninger*, was durch die Dialektform bestätigt wird. Existieren mehrere Dialektformen bzw. gab es Ausspracheänderungen, wird das

ebenfalls dokumentiert, wie der Artikel *Trattwörth* (S. 231–232) zeigt; ähnlich bei *Neukirchen am Walde* (S. 197), wo neben einer veralteten eine ältere und eine aktuelle Dialektform notiert wird. In diesem Zusammenhang ist festzuhalten, dass viele seit der Mitte des letzten Jahrhunderts entstandene Siedlungen wie *Kreulitsch-Siedlung* (S. 222) oder *Hochfeldsiedlung* (S. 266) offenbar von der Bevölkerung nicht dialektal eingegliedert wurden. In einigen Fällen wie der *Kreulitsch-Siedlung* wird das ausdrücklich vermerkt: „Der Name ist nur amtlich, aber nicht volkstümlich“ (S. 222), ähnlich *Sommerberg* (S. 281). Warum bei einem bereits 1775 erwähnten *Krautgarten* (S. 221) oder *Hochscharten* (S. 174) keine Dialektform angegeben ist, wird hingegen nicht erwähnt. Hier wäre entweder ein kurzer Hinweis bei den Ortsartikeln oder – dem Prinzip der Übersichtlichkeit und Kürze folgend – eine kurze Bemerkung in der Einleitung hilfreich und als Anregung für die kommenden Bände zu verstehen.

Anders als die amtlichen Namen zeigen nicht wenige Dialektformen auch im Kleinen Abweichungen. So erscheinen nicht wenige mit Artikel (vergleiche zum Beispiel S. 141 zu *Klaffl* oder *Köstl*); auch werden syntaktische Fügungen und damit ein ursprünglicher Flurnamencharakter erkennbar (zum Beispiel S. 203 *Hech*, das als „auf der He“ erscheint), spielen im Volksmund Zusätze wie *Ober-* (S. 223 zu *Obergrub*; anders jedoch zum Beispiel *Niederbauern* S. 21, wo das Element *Nieder-* auch dialektal berücksichtigt wird) oder die amtlich wichtigen Unterscheidungen verschiedener *Au*-Namen durch sekundäre Zusätze wie bei *Au bei Brandstatt* und *Au bei Hohen Steg* (S. 255) häufiger keine Rolle, weil beide dialektal nur *Au* lauten. Derartige Beobachtungen sind für eine Nutzerin (wie die Rezensentin) aus dem niederdeutschen, aber in weiten Teilen nicht mehr dialektal geprägten Raum überaus erhellend.

Projekte wie das des „Ortsnamenbuches des Landes Oberösterreich“ sind in mehrfacher Hinsicht grundlegend. Erstens handelt es sich um Grundlagenforschung, die langen Bestand haben wird (daran ändert die Revidierung der einen oder anderen Deutung keineswegs etwas, denn das mehr als hundert Jahre alte Werk von ERNST FÖRSTEMANN wird noch heute und trotz vieler neuer Erkenntnisse zu Recht als Standardwerk benutzt, wie es auch die Autoren des vorliegenden Bandes tun), die für andere Forschungen die Basis darstellt. Zweitens schaffen sie es, Wissenschaft und Öffentlichkeit zu vereinen, denn der Name der eigenen Ortschaft oder die der Umgebung interessiert viele. Drittens konservieren die Bände historisches Wissen – hier unter anderem die rezente oder nahezu rezente Mundart – und können somit gewissermaßen als Speicher betrachtet werden. Viertens ermöglicht erst die Bearbeitung eines größeren Raumes nach einheitlichen Kriterien zum einen für die Wissenschaft eine vergleichbare Grundlage, zum anderen auch verlässliche Aussagen über den Raum und innerhalb dessen bestehende Unterschiede. Aus diesen und weiteren Gründen schließt die Rezensentin mit dem Wunsch, dass dem Projekt „Oberösterreichisches Ortsnamenbuch“ und vor allem seiner treibenden Kraft PETER WIESINGER die Möglichkeit eröffnet wird, die beiden letzten Bände sowie den Einleitungsband zu erarbeiten und zu publizieren.

LITERATUR

- FÖRSTEMANN, ERNST (1900–1916): *Altdeutsches Namenbuch*. Band 1: Personennamen. 2. Auflage. Bonn 1900. Band 2. Orts- und sonstige geographische Namen. 3. Auflage herausgegeben von HERMANN JELLINGHAUS. 2 Teile. Bonn 1913–1916.
- WIECZOREK, TRUDE ANNEMARIE (1974): *Die Siedlungsnamen der Bezirke Grieskirchen und Eferding*. 2 Bände. Wien: Verb. der Wissenschaftl. Gesellschaften Österreichs (Dissertationen der Universität Wien. 110).

Münster

KIRSTIN CASEMIR

E-Mail-Adresse der Autorin: <kirstin.casemir@ortsnamen.net>

